

Sag, wie lange haben deine Füße ...

Sieben Geschichten
und ein Gedicht

AUTOFASTEN
SINN ERFAHREN

Sag, wie lange haben deine Füße ...

Sieben Geschichten und ein Gedicht

Schreibwettbewerb zur Aktion
„Autofasten Thüringen“



EVANGELISCHE KIRCHE
IN MITTELDEUTSCHLAND

Sag, wie lange haben deine Füße die nackte Erde schon nicht mehr berührt ...

Hannes Wader

Es ist eine Binsenweisheit: Wer mehr mit Bussen und Bahnen, dem Fahrrad oder zu Fuß unterwegs ist, schont Natur und Umwelt, den Geldbeutel auch und lebt gesünder. Einfacher gesagt, als getan. Viele brauchen einen Anstoß. Genau den will die Aktion „Autofasten Thüringen“ geben: Während der Fastenzeit, von Aschermittwoch bis Karsamstag, hin und wieder auf das verzichten, was des Deutschen liebsten Kind ist – das Auto.

„Sag, wie lange haben deine Füße ...“ – das war das Motto eines Schreibwettbewerbes zum Autofasten. Beteiligt haben sich 280 Menschen mit mehr als 400 Texten. Uns haben nicht nur Einsendungen aus Thüringen erreicht, sondern aus ganz Deutschland, sogar aus Österreich, der Schweiz und den USA. Prosa wie Lyrik, vieles literarisch anspruchsvoll und gut geschrieben.

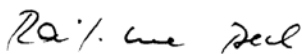
Mit dieser Broschüre präsentieren wir die Texte der Preisträgerinnen und Preisträger sowie zwei weitere Beiträge. Lassen Sie sich anregen, nehmen Sie das Heft ruhig mit, geben Sie es weiter – und besinnen Sie sich auf Ihre eigenen Füße, nicht nur zur Fastenzeit.

Eine spannende und vergnügliche Lektüre
wünschen Ihnen



Susanne Rham

Aktionsbüro
Autofasten Thüringen



Ralf-Uwe Beck

Evangelische Kirche
in Mitteldeutschland

Inhalt

Die Panne	6
Anke Engelmann 1. Preis	
Iris mit de	12
Regina Schleheck 2. Preis	
ICH. Von oben nach unten.	18
Susanne Lipinski 3. Preis	
Zerplatzte Träume	24
Katja Wenk Nachwuchspreis	
181 Kilometer	27
Tina Kraft Nachwuchspreis	
Jras	33
Stefan Krause Nachwuchspreis	
abgelegene Straße	39
Michael Koch	
Autofasten: Eine Leidensgeschichte	40
Carolin Hoffmann	
Die Autorinnen und Autoren	46
Impressum.....	48

Die Panne

Anke Engelmann

Wenn er heute an Marion denkt, steigt ihm der Geruch nach überreifen Äpfeln in die Nase. Wie absurd die Situation gewesen war: Er hing fest, irgendwo zwischen Weite und weiter hing er fest, als sie anrief. Fahrradpanne. Apfelgeruch hüllte ihn ein, matschige und verfaulte Früchte unter seinen Füßen, Wespen brummt berauscht. Ihr Sirren verstärkte sich drohend, als er mit einer Hand nach dem Smartphone kramte und dabei das Rad weiterschob.

Ihr Gesicht auf dem Display. „Marion?“ Nicht ein einziges Auto. Nur die Fliegen brummt. Typisch für sie, ausgerechnet jetzt anzurufen, verschwitzt, wie er war und genervt. „Marion? Verdammt, sag doch was!“ Schließlich legte er auf, stöpselte die Hörer in die Ohren und setzte den Helm wieder auf. Er hatte keine Zeit. Er musste vorm Dunkelwerden jemanden finden, der ihm das Rad reparierte. Der ihm sagte, dass alles, alles in Ordnung war. Entschlossen schob er los.

Im Hof der Ferienwohnung, die er im Netz gefunden hatte, flatterte rote Wäsche auf der Leine: Handtücher, Bettlaken, ein kariertes Tischtuch. „Mein Schwager“ – Horst Kuhn gurgelte das „G“ tief im Rachen – „mein Schwager repariert Ihnen das. Er hat Zeit, seit seine Frau ...“. Jesko nickte. Sein Blick glitt über den stoppelkurzen Rasen, das ausgebaute Nebengebäude an der Rückseite des Einfamilienhauses. „Kann ich hier übernachten?“ Aber ja könne er.

Kuhn stopfte ein Zweiglein in die akkurat geschnittene Thuja-Hecke, dann blickte er auf. „Mit Frühstück 25 Euro pro Nacht.“

Ein Restaurant? Ein Supermarkt? Kuhn schüttelte den Kopf. Die Kneipe habe vor drei Jahren geschlossen, der Konsum gleich nach der Wende. Im nächsten Ort, in Hessen schon, gebe es ein Ausflugslokal. Ein schöner Spaziergang durch den Wald, nur sieben Kilometer. Wenn er jedoch warten wolle, bis die Frau komme, die werde ihm gern ein paar Eier braten. Jesko kramte sein Smartphone heraus. „Empfang ham‘ wir hier nich“, Kuhn zuckte die Schultern: „Nur Vodafone.“

Der Schwager bog klappernd auf den Hof, auf einem alten Damenrad. Er schüttelte Jesko die Hand, ließ sich vor Jeskos Rad auf die Knie, ruckelte an der Schaltung und schabte mit der Oberlippe an den Haaren, die ihm aus der Nase wuchsen. „Da brauch ich `ne Weile.“ Jesko unterdrückte ein Stöhnen: „Also gut: Ich bleibe bis Donnerstag.“

Das Abendbrot nahm Jesko allein auf der Terasse ein. Im Fensterbrett lag eine scharlachrote Katze. Sie beobachtete ihn. Jesko mochte Katzen nicht. „Kscht!“, er klatschte in die Hände. „Verschwinde!“ Die Rote reckte sich und sprang leichtfüßig auf den Boden, wo sie verharrte, als hätte sie etwas vergessen. Als wäre ihr noch etwas eingefallen. Sie drehte den Kopf und sah ihn an.

Am Morgen fühlte sich Jesko, als habe ihm jemand Zeit geschenkt. Er würde bleiben, warum auch nicht. Die Unterkunft schien sauber und war preiswert und die Gegend annehmbar: bewaldete Hügel, die sich wie Schafe rings um den Ort niedergelegt hatten. Er würde zur Ruhe kommen. Abstand finden. Über alles nachdenken.

Den ganzen Tag war er unterwegs. Er dachte nicht an sie. Er durchstreifte Wiesen mit Obstbäumen, stapfte über nackte Felder bis an den Waldrand, wo

Buchen den steilen Hang bewachten, der lichtlos lag. Unter seinen Schritten raschelte Laub, verstärkte die Stille, in der die Landschaft wie aufgegeben wirkte. Wege endeten an einer Weide mit Kühen oder Pferden oder einfach so, zwischen Tollkirschen und Brombeerranken. Einmal machte er erschrocken kehrt, als etwas im Unterholz krachte. Ein Tier, ein Fuchs vielleicht oder ein Wildschwein.

Erschöpft erreichte er das Lokal, das zu einem Hotel mit Reiterhof gehörte. Beim Essen beobachtete er die anderen Gäste: Eine Dame in Reitstiefeln schlürfte mit geschlossenen Augen einen Milchkaffee. Ihr Mann lehnte am Kaninchengehege und passte auf die Kinder auf. Vier Frauen am Nachbartisch lachten viel zu laut. Ihrem Dialekt nach mussten sie von hier stammen. Fast hätte er vergessen, sein Smartphone anzuschalten: Das Büro hatte angerufen, Volker eine Nachricht auf der Mailbox hinterlassen.

Er wog das Gerät in der Hand. „Marion anrufen“, murmelte er. „Ich werde im Internet eine Antwort auf Ihre Frage suchen“, erwiderte die Maschinenstimme der Sprechfunktion. Stille. Das Gespräch am Nachbartisch riss ab. Die Dame mit dem Milchkaffee schaute herüber. Jesko schaltete das Gerät aus. Zurück wanderte er auf dem Radweg. Seine Füße schmerzten in den dünnen Schuhen.

Mit einem Buch legte er sich bei Kuhn in einen Liegestuhl in die Sonne. Ein Rasenmäher brummte. Eine Amsel schimpfte, Insekten summten, es roch nach Tagetes und Holzfeuer. Das Buch fiel auf den Boden, es kümmerte ihn nicht. Irgendwo rief ein Kind immer wieder fragend „Ameliè?“ mit Akzent auf der letzten Silbe, wie der Ruf eines Vogels, „Ameliè?“ „Hier kann man es aushalten“, dachte Jesko schläfrig.

Nachts schreckte er auf von einem Geräusch. Etwas am Fenster klapperte und funkelte. Die Katze! Sein

Herz raste. Benommen erhob er sich, zog die Gardinen zusammen. Konnte dann lange nicht schlafen.

Als er erwachte, bohrte Schmerz in Jeskos Schläfe, als hätte er zu schnell kalte Milch getrunken. Kuhn setzte sich zu ihm an den Frühstückstisch, redete, während Jesko krachend Brötchen zermalmte. Zäh tropften Kuhns Sätze, zäh wie der Honig von Jeskos Messer. Bauleiter sei er gewesen. Überall herumgekommen. Jetzt jedoch hocke er den ganzen Tag im Haus. Warte auf die Frau, die Arbeit habe in der Kreisstadt. „Wo ist sie eigentlich?“, dachte Jesko und schabte harte Butter, während Kuhn plauderte. Durch die ganze Welt sei er gefahren, Kuhn blinzelte listig: „Raten Sie mal, wo ich überall gebaut habe!“

Jesko schob mit dem Finger Krümel zusammen und fragte nach seinem Rad. „Morgen können Sie weiter“, sagte Kuhn und fügte hinzu: „Gehen Sie doch mal ins Dorf! Bei uns ist es schön.“

Jesko folgte der Straße, die am Ortsausgang zum Radweg wurde. Vorbei an gepflegten Einfamilienhäusern in Gärten mit Kartoffeln, Kohlrabi und Sonnenblumen. Vorbei an einer stillgelegten Bahnstation, dem Bürgerhaus, dem Sportplatz unter verwilderten Obstbäumen, an denen Stapel von Brennholz lagerten.

Am Ortsrand stand ein Gehöft leer. Jesko umrundete das Gelände. Er registrierte: Wohnhaus mit Fachwerk. Einstöckig. Dach anscheinend intakt. Fenster, Türen müssten erneuert werden. Nebengebäude, abrisssreif. „Man könnte was draus machen.“

Er zwängte sich durch ein Loch im Maschendraht, vorbei an uralten Apfelbäumen. An der Hauswand fand er zwischen Holunder und Brennesseln ein Fenster ohne Fensterladen. Etwas blinkte hell, er lugte hinein: Ein Spiegel im Haus warf Jeskos Konterfei zurück. Jesko betrachtete sich, sah Schatten auf Wangen und Kinn, um die Augen lagen Ringe, die zerzausten dunklen Haare, sah einen, der Jesko hieß,

hinter schmutzigen Fensterscheiben in einem fremden Haus, ein fremder Junge, der bald alt sein würde. Er wandte sich ab.

Im Vorbeigehen pflückte er einen Apfel, biss in die harte Frucht und warf sie angewidert weg. Setzte sich, schloss die Augen und hielt der Sonne sein Gesicht entgegen. „Kiwí?“, rief ein Vogel, es klang wie „Amelié?“ Er gönnte sich ein Seufzen. Vielleicht steckte er im falschen Leben? Vielleicht war hier sein Zuhause?

Jetzt könnte er mit ihr reden. Alle Probleme, alle Missverständnisse ausräumen. Was hatte er denn falsch gemacht? Hier, mit ihr auf der schmalen Bank, würde alles wieder in Ordnung kommen. Ach Marion! Ihre Sommersprossen, die kleinen Falten, die ein W bilden zwischen den Augenbrauen, wenn ihr etwas nicht gefällt. Wie sie lacht, manchmal. Ihr Gesicht, bleich, die Haare verklebt, die Augen voller Hass, Schweiß zwischen ihren Brüsten. Wie gebannt hatte er darauf gestarrt. Als sie geschrien hatte, die Stimme heiser, so ungehemmt, hatte er auf den Schweiß gestarrt zwischen ihren Brüsten auf der rotgoldenen Haut. „Ja, geh nur, du Idiot! Hau ab! Wie immer!“

„Kiwí?“, fragt der Vogel.

Das Klappern ihrer Sandalen, „Marion?“ Doch es ist nichts, eine bemalte Tontafel schlägt der Wind an Holz, Katze im getupften Kleid, die Beine abgebrochen. Er fröstelt. Wie lange hat er hier gehockt und gebrütet? Das Haus wirft einen dunklen Schatten über ihn, Kälte kriecht aus dem Boden. Eine Elster keckert. Mühsam erhebt er sich, alter Junge im falschen Leben, kriecht eilig durch den Zaun nach draußen, wo Sonne ist und Wärme.

Auf dem Asphaltweg stand er unentschlossen, klopfte sich die Hose ab, zog die Riemen seiner Sandalen fester. Nebenan ein Friedhof, kegelförmig ge-

schnittene Thuja-Bäume, wie zum Tanz im Kreis aufgestellt. Das Eisentor klemmte, Jesko musste es anheben, um es zu öffnen. Er schlenderte durch die Reihen, las hier und da die Inschrift auf einem Grabstein. Im ersten Gräberfeld entdeckte er den Stein: Elsbeth Maria Kuhn, geborene Rückolt. 18.2.1942 bis 9.6.2010. Geliebt und unvergessen. Horst Kuhn. Geboren 16.8.1948. Kein Todesdatum.

Er kehrte um.

Am Haus erwarteten ihn Kuhn und der Schwager mit seinem Rad. Umständlich setzte der Schwager zu einer Erläuterung an: Was das Problem gewesen sei und wie er es gelöst und was er dafür gebraucht habe. Kuhn nickte dazu fachkundig. Jesko griff wortlos nach dem Lenker, schwang sich in den Sattel und drehte eine Runde auf dem Rasen. „Na?“ „Alles in Ordnung!“ Er drückte dem Schwager zwanzig Euro in die Hand. „Danke! Stimmt so!“ Der Schwager schabte mit der Oberlippe. Jesko drehte sich zu seinem Gastgeber: „Und wieviel bekommen Sie?“

Keine Wäsche auf der Leine, als Jesko am nächsten Morgen sein Rad belud. Horst Kuhn stand in der Einfahrt, die Hände vor dem Bauch gefaltet. Neben ihm die Katze wartete regungslos. Als Jesko näher kam, drehte sie sich um und schritt davon, den Schwanz senkrecht aufgerichtet. Als ob sie froh wäre, ihn loszuwerden. Kuhn strich die Hand an der Hose ab. „Auf Wiedersehen“, sagte er. „Ja, ebenso“, erwiderte Jesko. Kuhns ausgestreckte Hand übersah er. „Und grüßen Sie Ihre Frau!“

Iris mit de

Regina Schleheck

Bis ich Idris kennen lernte, war ich ziemlich scheiße drauf. Es war an einem dieser stinklangweiligen Sommertage, die ich nur noch mit voller Dröhnung Glotze ertragen konnte. Gerade als ich von der „Oliver Scheißen-Show“ zu „Richterin Barbara Saalarsch“ zappte, detonierte etwas vor dem Wohnzimmerfenster. Kurz danach noch mal. Und noch mal. Die Einschläge kamen so schnell hintereinander, dass es schon zum vierten Mal krachte, ehe ich endlich das Fenster erreichte. Ich riss es auf, und als ich mich gerade vorbeugen wollte, um auf unseren Hinterhof zu gucken, schoss es mir fast den Kopf weg. Dieser Kanake hätte mir bald noch einen Halswirbel geschrottet! Hinter mir zerlegte die Granate die Reste der Ficken Dings mit Matschnäse, die meine Mutter mir in ihrer Mittagspause vorbei gebracht hatte. In dem Pappbecher war nicht mehr viel drin, sonst wäre die braune Plörre garantiert bis zur Decke gespritzt. So gab's nur eine kleine Fontäne über den Bildschirm und das Regal mit den DVDs. Mutter würde Anfälle kriegen! Der Gedanke hatte immerhin etwas Tröstliches! Dieser Fraß war sowieso ungenießbar! Die Cola schal, die Hühnerkacke lau. Ich hatte ihr schon tausendmal gesagt, sie soll mich doch in Ruhe lassen, ich bestell mir lieber ein Pizzataxi, aber dafür ist sie einfach zu pädaphilisch wertvoll! Stattdessen schmeißt sie sich aufs Fahrrad und meint allen Ernstes, ich freu

mir ein Loch in den Bauch, wenn sie mir mittags was bringt!

Der Ball war unter den Couchtisch gerollt, ein schäbiges abgewetztes Teil von undefinierbarer Farbe. Nachdem ich mich vergewissert hatte, dass mein Hirn noch zwischen den Ohren saß, arbeitete ich mich zur Couch vor, angelte nach dem majoverschmierten Geschoss und packte es mit spitzen Fingern an einem Fetzen. Billigste Machart! Die Blase quoll an mehreren Stellen raus, die Lederecken waren aufgeplatzt und abgeblättert. Am ausgestreckten Arm hielt ich das Teil aus dem Fenster:

„Komm her und hol dir dein faules Ei!“, schrie ich. Er stand mitten auf dem Hof, eine Hand über die Augen gelegt, weil ihn die Sonne blendete, und fixierte unser Fenster. Daher konnte ich sein Gesicht nicht gleich erkennen. Als er mich sah, riss er beide Arme hoch, winkte und rief irgendwas Kanakisches oder Fidschimäßiges. Dabei strahlte dieser Hurensohn wie ein Reaktor nach dem GAU. Pechschwarze Haare, große gelbe schief stehende Schneidezähne, T-Shirt Woolworth-Style, Hose auf halb acht, kaum älter als ich. Winkte, hüpfte und schrie: „Po! Po!“

„Arsch!“, brüllte ich zurück. Ich schmiss ihm den Ball mit aller Kraft an den Kopf. Aber klar, meine Glanzzeiten waren Geschichte. Er wich elegant nach hinten aus und kickte den Ball wieder mit Karacho gegen die Mülltonnen unter dem Wohnzimmer. Wieder und wieder. Ich musste schon mein Letztes geben, um das Tonnengeschepper niederzubrüllen: „Hör auf! Hör sofort auf! Sonst ruf ich die Polizei!“

Das Wort „Polizei“ schien er zu kennen. Er stoppte den Ball, kickte ihn noch einmal in die Luft, fing ihn mit der Brust ab, klemmte ihn unter den Arm, guckte zu mir hoch und legte den Kopf schief. „Jo?“, fragte er, „jo?“

„Nein!“, schrie ich zurück, „nein! Nix jo! Hör sofort auf!“

Sein Gesichtsausdruck verriet, dass etwas in ihm arbeitete. Mit der freien Hand winkte er, ich sollte runterkommen und deutete auf den Ball. Wieder brabbelte er irgend ein unverständliches Zeug.

„Leck mich am Arsch!“, schrie ich und knallte das Fenster zu. Als ich mich wendete, blieb sein Gesichtsausdruck stehen. Irgendwie erstaunt oder verletzt. Keine Ahnung! Aber es blieb ruhig. Ich versuchte mich wieder auf die Glotze zu konzentrieren, aber es war einfach nicht auszuhalten, was da für eine gequirelte Scheiße lief! Ich zog mich an meinen Compi ins Zimmer zurück. Auf dem Weg riskierte ich einen kurzen Blick aus dem Fenster. Nix. Der Hof war leer.

Als meine Mutter abends kam, hatte ich den Müll entsorgt. Die Colaspritzer konnte sie gefälligst selbst putzen. Mir wär' der Becher aus der Hand gerutscht, hab ich gesagt. Sie hat gleich wieder so einen Scheiß gejammert von „Armer Junge!“, und hat einen Lappen geholt. Da hab ich's ihr so richtig gegönnt, dass sie stöhnte, als sie sich hinkniete und jede DVD einzeln raus zog und polierte. Vier Regalmeter, gut 300 Stück und dann noch der riesige Plasma-Schirm! Zu dem Majoschmier am Boden hat sie gar nix mehr gesagt.

Später am Abend hat sie den Kopf in mein Zimmer gesteckt. „Da sind neue Leute eingezogen. Albaner, meint der Hausmeister.“

„Na, und?“, hab ich geknurrte.

Sie hat ihren Scheiß-Hundeblick aufgelegt: „Die haben wohl einen Jungen in deinem Alter.“

„Na und?“

Schulterzucken. „Es hat schon Beschwerden gegeben, weil er auf dem Hof Fußball gespielt hat. Hast du es mitgekriegt?“

Und dann ist sie tatsächlich von hinten an mich rangetreten, hat mir die Hände auf die Schultern gelegt und gesagt: „Himmel, kennen wir das nicht? Diese Spießer hier!“ Ich hätte am liebsten um mich geschlagen. Aber zum Glück ist sie dann rausgegangen.

Der Scheißkerl hat sich auf dem Hof nicht mehr blicken lassen. Ich hab ihn nur ein, zweimal gesehen, wie er mit vollen Mülltüten über den Hof gekommen ist. Er hat zu unserem Fenster hochguckt, aber ich hab den Vorhang ein Stück vorgezogen.

Dann kam meine Mutter samstags vom Einkaufen zurück. Sie kramte in der Küche rum, ließ im Badezimmer Wasser in die Wanne laufen, kam ins Zimmer und sagte: „Ich hab diesen Mann getroffen, den Albaner. Er spricht gar nicht mal so schlecht deutsch.“ Während sie in meinem Schrank frische Wäsche zusammensuchte, sagte sie so richtig scheiß-beiläufig: „Ich hab ihm den FC Vogelsberg empfohlen. Die sind doch immer gut mit euch umgegangen!“

Ich hab überhaupt nix dazu gesagt. Aber als ich in der Wanne lag, fing sie wieder damit an: „Er hat dein altes Fahrrad im Keller gesehen, und ich hab ihm angeboten –“

Da hab ich ganz tief Luft geholt und bin untergetaucht. Ich hab der Länge nach auf dem Rücken unter Wasser gelegen mit offenen Augen, nix mehr gehört, nur gesehen, wie sie sich über den Wannrand gebeugt und die Lippen bewegt hat. Ich hab gedacht, ich könnte jetzt einfach so da liegen bleiben für immer. Nie mehr auftauchen. Es ging mir richtig gut bei dem Gedanken. Ich fühlte mich so schwerelos und warm und fast glücklich. Dann bin ich wieder hochgekommen, hab nach Luft gejjappt und trotz Wasser in den Ohren gehört, wie meine Mutter mit diesem vorwurfsvollen Unterton gesagt hat: „Du brauchst es doch nicht mehr!“ Da hab ich die Augen zusammen gepresst, die Ohren zugehalten, wieder

tief Luft geholt, und mich unter Wasser gerollt, auf den Bauch, und dann hab ich die ganze Luft rausgebrüllt unter Wasser, dass es mir um die Ohren gedröhnt und geblubbert hat. Als ich wieder hochkam, hat meine Mutter nix mehr gesagt.

In der Nacht habe ich vom Radfahren geträumt. Ich kam vom Training. Total verschwitzt, ungeduscht, mit Schienbeinschonern und Fußballschuhen voller Dreck zwischen den Stollen, ich fühlte mich so schwerelos wie unter Wasser, der Wind strich mir durch die verschwitzten Haare, die Häuser flogen vorbei, die ganze Stadt flog an mir vorbei, und nach einer Weile hab ich gemerkt, dass ich es war, der geflogen ist, erst war da nur ein bisschen Luft unter mir, vielleicht ein Meter über dem Asphalt, dann stieg ich höher, konnte rechts und links in die Fenster der Häuser gucken, und manchmal guckten Leute raus und winkten mir zu, und ich hab zurückgewinkt und bin immer höher aufgestiegen, bis über die Dächer, und dann bin ich in einem großen Bogen über die ganze Stadt geflogen, und als ich wieder runterguckte, da habe ich das Auto gesehen mit Papa und mir darin. Ich habs gesehen, wie es auf die Kreuzung zu fuhr, und da kam dieser LKW von der anderen Seite, wo die Ampel rot war, und ich wusste ja, wie es ausgehen würde, ich wollte schreien und Papa warnen, aber der Wind hat meine Stimme weggetragen, sie war ganz dünn, weil ich viel zu hoch oben war. Ich hab das Fahrrad steil nach unten gezogen mitten auf die Kreuzung zu und hab geschrien und geschrien, bis meine Mutter mich gerüttelt hat, die Augen groß und rot und nass. Sie hat mich festgehalten, und es ist aus mir rausgebrochen, ich hab geschrien und geweint und geweint und geschrien, bis ich keine Luft und keine Stimme mehr hatte, und

Mama mich immer noch im Arm gehalten und sanft hin und her geschaukelt hat. Da hab ich schließlich gesagt: „Ach, Kacke!“, und dann muss ich wohl wieder eingeschlafen sein.

Am Sonntagnachmittag hat es geklingelt. Ich saß im Wohnzimmer, als meine Mutter zur Tür ging. Da waren mehrere Stimmen, und meine Mutter hat so spitze kleine Schreie ausgestoßen, wie sie es immer macht, wenn sie zeigen will, wie entzückt sie ist. Die Tür ging auf, und der Albanerbastard stand da und hat mich angestarrt. Hinter ihm tauchten ein Mann und eine Frau auf. Die Frau hatte ebenso schwarze Haare wie der Junge, aber der Mann sah eigentlich ganz normal aus. Meine Mutter drängelte an ihnen vorbei und stellte sich hinter meinen Rollstuhl, die Hände auf meine Schultern: „Das ist Marc.“ Als sie näher kamen, sah ich, dass die Frau einen Teller mit einem Schokoladenkuchen trug. Der Mann schob den Jungen in meine Richtung. „Idris“, hat er gesagt, und der Kerl hat mir seine Hand hingestreckt. „Iris?“, ich konnte es nicht glauben! „Wie schwul ist das denn?“ Meine Mutter hat entsetzt geguckt, aber der Junge hatte es vielleicht gar nicht richtig verstanden. Vielleicht kannte er das aber auch schon. Er hat gelacht: „Mit de-e! Idris! Nicht Frau!“

Der Albaner hat meine Mutter gefragt, ob ich am Wochenende zu dem Fußballturnier mitkommen wollte. Nein, hat meine Mutter gesagt, er kann nicht mehr Auto fahren, er kriegt Panik, wenn er in einem Auto sitzt, seit dem Unfall. Sein Vater ist dabei umgekommen und er – „Sie sehen es ja!“

Was soll ich sagen? Es war der Beginn einer wunderbaren Freundschaft. Sie haben mir eine Rikscha gebaut, mit der Idris mich durch die Stadt fährt. Über den Bürgersteig, klar! Einfach ein oller Bollerwagen mit einem Seil an mein altes Fahrrad. Total geil! – Ein bisschen wie Fliegen!

ICH. Von oben nach unten.

Susanne Lipinski

Es wird schon. Es muss ja. Et kütt wie et kütt und et hätt noch emmer joot jejeange. Ich bin heute irgendwie sanfter. FLEXIBILITÄT, MÖBILITÄT, DB quasi ÖBB. München – Graz, wo die Liebe hinfällt. Die Liebe kommt nie zu spät, der Zug schon – diese Fahrt: acht statt sechs Stunden, Manno! Kann ich dafür, dass in deutschen Landen die Züge zu spät kommen? Aber Auto? Nein, da kann ich nicht denken, da kann ich nur lenken, wo ich doch schreiben will, also, WILLKOMMENE VERSPÄTUNG!!! Noch bin ich sanft, weil das Licht sanft, die Hügel sanft – doch das ändert sich tiefer drinnen in den Alpen. Die Liebe jedenfalls liegt hinter mir, der Balkan, NACH SALZBURG, vor mir, ach du wunderbar monarchisches deutsche Österreich, da hat der Zug noch gestimmt, das Meer war unser, jetzt ein kleines Wurmfortsatzlerl, das Österreich.

Fahrtrichtungswechsel, zweimal auf einer Fahrt, die eigentlich in eine Richtung geht. Auch das ist Österreich: Fähnchen im Wind. Brecht ist tot, schon lange und lebendig berühmt sein ist im Ösiland eine Rarität – wie war das noch gleich mit dem Propheeten im eigenen Land und by the way: BRECHT WAR EIN DEUTSCHER.

Liebe und Landschaft also sanft bis Salzburg, dann muss ich mich wieder mit dem Österreichischen in mir auseinandersetzen. Will ich das? Muss ich denn? Aber ich sehe es schon kommen. Rechts: steil mit

Bach und Frost, links steil, aber Sonnenhang – auf welchen Berg noch mal ist das anregende Gespräch von gestern heute gegangen? Auch in Bayern und gerade dort gibt es Berge! Ah daher also die Sanftmut! Aber die Liebe wartet doch in München... „Schwachheit dein Name ist Weib.“ Regen, „wer lang sudert, wird ned pudert!“ So einfach ist das! I will try and I will see – Neuer Tag, neues Glück, neue Reise, neuer Fick!

Moment Schaffner. Guten Tag, Dankeschön, grins.

„Herr Schaffner, warum fahren denn plötzlich so wenig Züge von dort, wo ich herkomme, nach da, wo ich hinfahre?“

„Wenn ich das wüsste!“

Das ist doch mal eine gute Auskunft. Bei so einer scharfsinnigen Antwort geht es gar nicht mehr, dass man seinen zu links aufgestandenen Fuß in den unwissenden Bauch eines Staats-, oder doch nicht mehr aber irgendwie schon noch Bundesangestellten treten kann, weil man eben den Linken zum Aufstehen benutzt hat und nicht – wie man es zuvor in der ebenso Staats- oder Nicht-Staats-Physio-Therapie gelernt hat – sich geschmeidig aus dem Bett aufgerollt hat, nachdem man brav Zehlein und Fingerchen gut bewegt und damit den unter der einbrechenden Kälte (dabei fahre ich doch in den Süden!) leidenden Kreislauf in Schwung gebracht hat. Hat der Herr Schaffner mich mit so einer Aussagekraft so derart verblüfft, dass mir die Füße gleich wieder eingeschlafen sind. Wobei: Ist der Winter nicht besser für die Gefäße?

TÜR ZU, ES IST WINTER!

Und plötzlich Werfen, das wenigstens ein schöner Ortsname. Und so treffend: Von Hohen Werfen kann man gut Steine werfen, auch auf den Zug – Personenschaden vielleicht einmal anders ... die armen Lokführer! Ich verstehe diese unwegsame Salzach-

gend nicht. Dieses schroffe Tennengebirge. Diese Enge, diese Löcher, dieses Sonnenuntal.

Bischofshofen, Zugaufenthalt: unbestimmt. Verlängerte Wartezeit, vorzeitige Winterzeit. Zurück zu den Deutsch-Österreichern: Brecht, Goethe, Schiller, ach Schiller zum Glück sind wir „Mischmenschen“ deiner Feder. Ich kann also gar nichts dafür, dass so viel Marwood, so viel Hollywood, so viel Woody Allen und natürlich auch Woody Woodpecker in mir steckt.

(Hat der doch zwei Adoptivkinder mit der Adoptivtochter seiner Exfrau, der Allen Woody, „I fell in love with this girl, married her, ... there was no scandal.“ Wo die Liebe hinfällt. Liebe entschuldigt, Mia entschuldigt nicht. Bei uns läuft das so: Schwiegertöchter werden geschwängert vom Schwiegerpapa, auch das liebevoll, Onkel und Bruder in Personalunion, du glückliches Österreich vermehre dich. „Du sollst deiner Schwester Blöße, die deines Vaters oder deiner Mutter Tochter ist, daheim oder draußen geboren, nicht aufdecken. Du sollst deiner Schwiegertochter Blöße nicht aufdecken; denn es ist deines Sohnes Weib, darum sollst du ihre Blöße nicht aufdecken.“ So schön, so wahr, so Mose. Wir gehen in den Keller lachen. Das Wegschauen, das Verlogene, das Betrogene, das ein wenig „Hinten“ sein, das Daueropfer sein, das haben wir ganz gut drauf: „Österreich ist ein Punschkrapfen, außen rot, innen braun und immer ein bisserl b´soffen“.)

DIE ÖBB WÜNSCHT MIR EINEN VIEL ZU SCHWUNGHAFTEM GUTEN TAG

Richtungswechsel. Auf der Hälfte der Reise ins tiefe Land, ins tiefe Österreich, wo die Welt noch in Ordnung war vor 50 Jahren, weil man dort Juden selbstbestimmt umgebracht hat. Das ist ja schon länger her – zum Glück. Aber da wurde nicht lang herumgefackelt und auf oberste Befehlsgebung gewartet. Da wurde selbstgerecht gerichtet. Die, die sie

versteckt haben, die Saujuden wurden gleich mitgerichtet, die hat man eh nicht mögen die Nachbarn, die haben eh schon längst jahrelang den Zwetschgenbaum in der Nacht abgeerntet, den Kohl geklaut, die hübsche Tochter „g'schuastert“; oder war's gar der Jud' selbst, der die willige Tochter geschwängert? Dort, wo sich Fuchs und Hase Gute Nacht sagen? Jedenfalls mit rechten Dingen geht es nicht zu, dass es denen überm Zaun, überm Feld, überm Wasser, hinterm Wald besser geht als uns in der harten Zeit. Dissident oder Mutterkreuzträgerin? Du glückliches Österreich vermähle und vermehre dich.

Nur schimpfen geht auch nicht. Zum Beispiel ein Lob: die vielen Interessensgemeinschaften, Non-Governmental-, Non-Profit-Hilfsorganisationen, die Interessensvertretungen, die Gewerkschaften, der Bauernbund, die Kirschenchöre, die Wahlhelfer, die karitativen Einrichtungen, die Helferinnen und Helfer der Helferinnen und Helfer, das Magistrat, die Landesverbände, die staatlichen Spielplätze, die Fördergeber, Stadt, Land, Bund, die geförderten Wohnungen, die Skibusse, die Ermäßigungen, das Soziale, die Biobauernförderung, die Förderungen der Förderungen der Förderungen; die Zuschüsse im Winter wie im Sommer, die Kuraufenthalte – du glückliches Österreich erhalte! Und das meine ich ganz unaufgewärmt, ganz empfangend, ganz davon profitierend. Ich kann mich doch den Förderanträgen hierzulande gar nicht entziehen ...

Und ich spende nicht viel, nicht oft und nicht gerne. Mit Karlheinz Böhm nach Afrika fahren? Vielleicht! Und dann? Sehen, dass es vielen nicht gut geht? Kleine Schritte sehen. Aber sich doch nicht einmischen, auch nicht können. Blicke noch, querstellen könnte ich mich: gegen Haustiere in der Stadt. Gegen Autos? Ja ich habe keines. Gegen exponentielles Wachstum? Gegen Wirtschaftswunder-

welten (www) aber eben für den Fortschritt. Gegen Menschen-, Waffen-, Organ- und Drogenhandel. Ich muss wohl. Muss dagegen sein. Muss meinen Kindern beibringen, die Welt, ihre Lebenswelt, korrekt zu gestalten: VOR UNS DIE SINTFLUT. Das wird schwierig. Dann eben: Menschenrechte und Gebote und Gesetze ernst nehmen und die Steuer umgehen, wo möglich, wenn möglich, und den Überhang weiterleiten an die Armut. DIE ARMUT, die nicht sein müsste: Gerechtigkeit + Brüderlichkeit und Erwartungen endlich nicht mehr erfüllen müssen! Wirtschaftlich, ideell und persönlich!

Ich bin im Irgendwo in Österreich. Dieses Nationale; lieber Alltag und keine Landbezeichnung. Österreich ist das Wurmfortsatzlerl eines ehemaligen Reiches, das wohl nur im Kopf des ehemaligen österreichischen Kaisers existiert hat. Oder: Österreich ist eine Kasnock'n, an der Vorarlberg zufällig hängen geblieben ist. Oder: Österreich ist eine einzige Sprungschanz'n: Wenn man springt, landet man sicher in Wien, wenn man sich verfliegt oder verliebt in Graz. Oder: Land der Dome, Land am Strome (das ist doch nur Upper und Lower Austria; ach Englisch!). Besser: Österreich ist Schruns-Tschagguns. Oder: Österreich ist der Wald von Hänsel und Gretel, ewig finster und Grimming kalt.

HABEMUS PAPAM. Voraussicht! PAPA CAN YOU HEAR ME?

Die Sanftheit ist wieder zurückgekehrt, zurück in mein Leben, zurück in die Liebe; daran glauben, lieber hoffen, dass ... die Sanftmut gut tut. Also im KLEINEN verändern – Schluss machen, Neues beginnen! Deutsch-Österreich hat noch nie funktioniert. Aber, was wären die Kleinen ohne die Großen. Es ist WINTER. GUTE NACHT ÖSTERREICH; DU BIST DA NICHT SCHULD DRAN!

St. Michael, wo ist Trieben geblieben – ich bin weiter unten angekommen. Dass Berge von anderen Seiten betrachtet immer sanfter aussehen und aber im Tunnel immer gleich bedrückend sind, egal welche Masse über einem schwebt. Untersberg, Obersalzberg, Hitlerberg, jetzt noch Rechtsberg.

Ein Freund von mir hat die Vision, Österreich zu bügeln, um das Land größer zu machen, das gefällt. Man stelle sich die Weite, die Größe vor, aber ach: Andere Länder haben auch Berge, noch höhere Berge. Wie käme man ohne Berge von oben nach unten? Erlösende Felder jetzt. Nieder. Flach. Gebügelt. Überschaubar. Gut.

Es dämmt langsam und ich werde müde langsam. Leoben Hauptbahnhof, es wird dunkel.. Raum. Zeit. Ruhe. Retardierendes Reisemoment: Wir stehen länger als geplant, wir leben länger als geplant.

Man ist sich selbst am nächsten, wenn man entschieden hat, wem man am nächsten ist. Wenn alle Fenster geschlossen sind, hört man den Wind noch lauter und plötzlich fahren wieder Kutschen vorbei. Ich muss mich sterben lassen WIR INFORMIEREN SIE, DASS DER ÖBB EURO CITY 512 VON OBEN NACH UNTEN 40 MINUTEN VERSPÄTUNG HAT, UND BEDAUERN DIE UNANNEHMLICHKEITEN. Wenigstens weiterfahren, wenigstens warten aufs Aussteigen, Aussterben. Ich muss mich sterben lassen, ich muss mich gut sterben lassen. Idee: Assimilieren. Ich assimiliere mich mit Dir, lieber Leser. Sind wir per du und bist du männlich?

Graz – endlich zu Hause ist wo? Ich bin eine andere. Es ist meine Seele, die gestorben ist in der Mitte der Reise hängen geblieben, irgendwo zwischen Deutschland und Österreich, ich werde mich auf die Suche machen nach ihr, diesmal zu Fuß, da finde ich sie schneller.

Zerplatzte Träume

Katja Wenk

Es war die dümmste Idee meines Lebens. In der Nacht lief ich davon. Mein dämlicher Grund war, dass mein Bruder tagsüber den Proviantrucksack tragen durfte, der erstens Essen enthielt und zweitens immer leichter wurde, während ich das Zelt schleppen musste. Also war ich bei Nacht und Nebel davongelaufen. Ja klar, ich weiss: Ihr könnt euch schon über mich lustig machen, aber das waren gute Gründe. Zumindest anfangs.

Ich gehe durch den Wald. Es ist dunkel und kalt. Ich hätte den Schlafsack mitnehmen sollen, und meine Jacke. Am wichtigsten wäre aber etwas zu essen – oder auch nicht, denn so hätte mein Bruder noch weniger zu tragen. Ach was, ich hätte gar nicht erst davonlaufen sollen, denn ich habe ein Problem: Ich habe keine Ahnung, wo das Zelt meiner Mutter ist.

Das geschah alles nur wegen einem Brief, genauer gesagt, wegen einer Kündigung. Meiner Mutter wurde im Büro gekündigt, von einem Tag auf den anderen. Budgetkürzung war der Grund. Sie ist alleinerziehende Mutter von zwei Teenagern, das ist sicher nicht immer leicht, aber ohne Job so gut wie unmöglich. Deswegen fiel unserer Reise nach Amerika ins Wasser. All die Städte und Sehenswürdigkeiten, die wir besichtigen wollten, nichts davon werde ich jetzt sehen. Nicht in einem Auto über den Highway brausen. Nein, wir gehen stattdessen in die freie Natur. Soviel sich mein Bruder und ich dagegen wehrten,

meine Mutter bestand darauf. Das Schlimmste aber war, dass ich sie sogar verstand. Ferien in Amerika sind teuer: der Flug, die Miete des Campers. Eine Trekkingtour mit Übernachten im Freien hingegen kostet nichts.

Verwirrt schaute ich mich um, die ganze Umgebung sah in meinen Augen gleich aus. Überall Bäume, undurchdringliches Dickicht, Felsblöcke und Hügel. Ein Hügel nach dem anderen, bis sie in weiter Ferne in die Berge übergingen. Dort, auf dem höchsten Punkt, war unser Ziel. Mir war es ein Rätsel, wie meine Mutter, mein Bruder und ich je dort ankommen sollten. Ihr müsst wissen, zu dieser Zeit war ich ein verhätscheltes und verwöhntes Kind und keine Anstrengung gewohnt. Daher war ich umso entsetzter, als meine Mutter die Wanderschuhe auspackte und jedem einen riesigen Rucksack gab. Bei meinem ersten Versuch, den Rucksack hochzuheben, liess ich ihn überrascht wieder fallen. Er wog eindeutig mehr, als ich tragen konnte. An den Wanderschuhen hatte ich auch etwas auszusetzen, nämlich, dass die Farbe so hässlich war, matschgrün. Widerspenstig wie ich war, liess ich meine Sneakers an. Schon nach dreissig Minuten bereute ich die Entscheidung und hätte gerne die Schuhe gewechselt. Meine Mutter gab mir sogar die Erlaubnis. Das Problem war nur: Die Wanderschuhe standen noch beim Ausgangspunkt. Zurücklaufen oder schmerzende Füsse? Ich entschied, dass das kleinere Übel die schmerzenden Füsse seien.

Apropos Wanderschuhe, meine Schuhe sind klitschnass und dreckverschmiert. Zusätzlich friere ich entsetzlich an die Zehen. Daher beschliesse ich, meine Füsse zu ignorieren. Kurze Zeit später erweist sich das als grosser Fehler. Ich stolpere und falle der Länge nach in den Dreck. Verärgert reisse ich an der Liane, jetzt ist mein Erscheinungsbild völlig ruiniert. Ein Vorteil, nun bin ich getarnt, überall braun. Plötzlich gibt die Li-

ane nach, ich rutsche auf dem Boden aus und falle auf den Hintern, wieder in den Matsch. Neben mir bewegt sich ein unförmiger Haufen und fällt in sich zusammen. Verwundert betrachte ich den Haufen. Vorher ist er mir noch gar nicht aufgefallen. Als ich die Liane in meiner Hand weiter verfolge, wird mir klar, dass sie auch zum Haufen gehört. Der Haufen ist ein Zelt, besser gesagt: war ein Zelt. Jetzt liegt es umgeworfen auf dem Boden und das nur, weil ich über die Schnur gestolpert bin. Das Zelt bewegt sich. Ein Loch öffnet sich, es sieht aus, als möchte mich das Zelt verschlucken, als Rache dafür, dass es im Schlamm liegt. Panik überkommt mich. Doch bevor ich den ersten Schritt machen kann, erscheint ein unförmiger Kreis in der Öffnung. Ich erstarre, ein wildes Tier! Verärgert über meine Angst gehe ich doch einen Schritt näher. Und siehe da, es ist ein Kopf, nichts anderes als eine Person, die bis vor kurzem noch friedlich geschlafen hat. Ich bin mit meinen Nerven am Ende. Noch eine Überraschung, und ich werde loskreischen. Die Person erhebt sich langsam und kommt auf mich zu. Beruhigend redet sie auf mich ein. Etwas Warmes fließt meine Wangen hinunter. Ich weine. Währenddessen hat sich zu dem Mann noch ein Junge in meinem Alter gesellt. Kaum habe ich aufgehört zu weinen, schäme ich mich in Grund und Boden. Das ist einfach nur peinlich. Der Mann redet ruhig auf mich ein, bis ich mich wieder gefasst habe und ihm die ganze Geschichte erzähle. Das mit der Schnur, die in meiner Vorstellung eine Liane war, lasse ich aus. Es muss niemand erfahren, dass ich mit voller Absicht an der Schnur gezogen habe.

Vielleicht komme ich irgendwann doch noch nach Amerika, aber momentan muss ich mich mit einem kleinen Zelt mitten im Niemandsland begnügen, eingequetscht zwischen zwei mir fremden Personen. Mein einziger Trost: Mein Bruder muss jetzt beide Rucksäcke tragen.

181 Kilometer

Tina Kraft

Mein Herz schlug mir bis zum Hals und mit jeder weiteren Minute, die ich warten musste, wurde die Anspannung größer. In meinen Gedanken ging ich wieder und wieder alle vorstellbaren Horrorszenarien durch. Gestern Abend beschränkte sich das Ganze noch auf die Angst, meine Mitfahrer könnten zu viel Knoblauch gegessen oder einen etwas unangenehmen Körpergeruch haben. Im Laufe der letzten Nacht kamen mir jedoch immer unheimlichere Gedanken. Was wäre, wenn sie mich ausrauben und anschließend völlig mittellos an irgendeiner verlassenen Raststelle aussetzen würden? Vielleicht würden sie mich auch bedrohen und dazu zwingen, irgendeinen dubiosen Kaufvertrag zu unterzeichnen. Oder – und diese Vorstellung war mit Abstand die schlimmste, die ich je in meinem Leben hatte – sie würden mit mir in ein entlegenes Waldstück fahren, mich tagelang gefangen halten, mir mit einer Axt alle Gliedmaßen einzeln abtrennen, diese dann grillen und anschließend essen. So etwas hört man doch ständig in den Nachrichten. Na gut, vielleicht nicht ständig, aber immer mal wieder. Worauf hatte ich mich da nur eingelassen? Als ich vor einer Woche im Internet nach Möglichkeiten suchte, um möglichst schnell und preiswert nach Dresden zu kommen, erschien mir eine Fahrgemeinschaft noch als die perfekte Lösung. Ich stolperte über eine kleine Anzeige, die nicht nur nett formuliert war, sondern auch vielver-

sprechend klang: „Lustige Mitzwanzigergruppe hat noch einen Platz im Wagen auf dem Weg von Jena nach Dresden übrig. Für 7€ nehmen wir dich gerne mit.“ Sofort schickte ich eine Mail an die angegebene Adresse und freute mich riesig, als ich hörte, dass der Platz immer noch frei war und ich mitfahren konnte. Der Kurztrip nach Dresden schien gerettet. Doch von dieser anfänglichen Freude war jetzt nicht mehr viel übrig. Mittlerweile sah ich in diesem kleinen Inserat kein nettes Angebot mehr, sondern hielt es viel eher für eine Einladung, als Opfer eines langgeplanten Mordes zu enden. Ich meine, wer nimmt bitteschön freiwillig jemanden für nur sieben Euro mit nach Dresden, wenn er nicht vorhat, ihn auf dem Weg dorthin abzuschlachten und anschließend zu verspeisen? Außerdem sind es mehrere Personen und dass das wie geschaffen für einen Mord ist, weiß ja wohl jeder. Während mich einer von ihnen festhält, können sich die anderen genussvoll dem Abhacken meiner Arme und Beine widmen. Gerade als ich am Überlegen war, wie meine Mörder wohl mein rohes Fleisch würzen und zubereiten würden, um es sich anschließend an einer kleinen Festtafel gemütlich zu machen, bog ein hellblauer Lada in die Straße ein und parkte wenige Meter entfernt von mir. Mit viel Schwung öffnete sich die Fahrertür und eine große, schlanke Frau stieg aus. Sie begrüßte mich mit angenehm tiefer Stimme und einem breiten Lächeln: „Hi! Du bist bestimmt Mara, oder?“ Das war also meine Fahrerin. Sie wirkte ziemlich freundlich und gar nicht wie eine skrupellose, menschenfleischliebende Mörderin. Etwas zögernd reichte ich ihr meine Hand. „Ja, ich bin Mara. Und du bist Tessa, richtig?“ „Richtig. Wenn du so weit bist, können wir eigentlich gleich losfahren. Deine Tasche kannst du in den Kofferraum tun, dann hast du etwas mehr Beinfreiheit.“ Ich warf einen skeptischen Blick auf den alten Lada.

Der Wagen sah eigentlich so aus, als hätte er längst in die Schrottpresse gefahren werden müssen und nicht, als ob man mit ihm mal eben nach Dresden düsen könnte. Offenbar hatte Tessa meinen Blick bemerkt. „Ach, mach dir wegen dem Teil keine Gedanken. Bis jetzt hat der mich überall hingebracht. Die paar Kilometer wird er da wohl auch noch schaffen.“ Sie ging zum Kofferraum und ich folgte ihr mit meiner kleinen Reisetasche. „So, ist nicht grad besonders ordentlich da drin. Macht doch nichts, oder?“ „Nein, nein. Das ist schon in Ordnung.“ Ich stellte meine Tasche in den kleinen Kofferraum und hielt dabei heimlich Ausschau nach einer Axt und Blutflecken eines vorherigen Opfers. Aber da war weit und breit nichts zu sehen. Entweder waren sie sehr sorgfältige Killer oder eben doch einfach bloß eine „lustige Mittzwanzigergruppe“, die zufällig noch einen Platz in ihrem schrottreifen Lada frei hatte. Tessa knallte den Kofferraum ebenso schwungvoll zu, wie sie vorhin die Fahrertür geöffnet hatte. „Es sind noch beide Plätze auf der Rückbank frei. Du kannst dir also aussuchen, ob du lieber links oder rechts sitzen möchtest. Den Platz vorne hat Torge schon für sich beansprucht. Ich hoffe, das ist kein Problem. Oder willst du unbedingt Beifahrer sein?“ „Nein, das ist schon okay.“ Ich setzte mich auf den Platz genau hinter Tessa und schnallte mich an. Beim Einsteigen warf sie dem Typen neben ihr einen bösen Blick zu: „Und was ist mit dir Torge? Willst du dich Mara nicht vorstellen?“ „Hi, ich bin Torge.“, murmelte er kaum verständlich und hob dabei kurz seine Hand. „Nimm es nicht persönlich. Er ist immer so unhöflich. Am besten du ignorierst ihn einfach. Das mache ich eigentlich die meiste Zeit auch so.“ Tessa fuhr los und ordnete sich in den Verkehr ein. „Wir fahren jetzt noch kurz in die Schlippenstraße und holen Nesrin ab, dann geht’s ab auf die Autobahn.“ Ich nickte nur

und begann zu überlegen, was ich die ganze Fahrt über machen sollte. Die einzige Zeitschrift, die ich mithatte, war in meiner Reisetasche und die wiederum lag hinten im Kofferraum. Der Akku meines Handys war auch fast leer und das letzte bisschen Energie wollte ich nicht für irgendwelche Spiele verbrauchen. Schließlich wusste ich immer noch nicht zu einhundert Prozent, ob ich nicht vielleicht doch im Laufe der nächsten Stunden einen Notruf tätigen musste. Ich war auch nicht besonders gut darin, ein interessantes Gespräch aufzubauen. Und so starrte ich erst einmal eine Weile aus dem Seitenfenster. Doch Tessa riss mich ziemlich schnell aus meiner stillen Verzweiflung: „Das ist wohl das erste Mal für dich, dass du in einer Fahrgemeinschaft mitfährst?“ „Ja, ist es.“ „Nun, das merkt man.“, sie begann zu lachen und auch Torge konnte seiner nahezu versteinerten Mine ein Grinsen abringen. „Ach wirklich?“ , fragte ich erstaunt. „Ja, aber wie.“ , wieder lachte Tessa. „Du sitzt stocksteif da und starrst mit panisch aufgerissenen Augen aus dem Fenster. Und deine Fingernägel graben sich ganz schön tief in meine Sitzbezüge. Es sieht aus, als würdest du jeden Augenblick sterben müssen.“ Wieder lachten die beiden. „Das ist ganz normal Mara.“, meinte Tessa. „Als ich das erste Mal jemanden in meinem Wagen mitgenommen habe, hatte ich auch tierische Angst. Ich hab die ganze Zeit befürchtet, er würde eine Waffe aus seinem Rucksack ziehen und mich umbringen. Ich hatte bereits vorher Panik und habe extra Pfefferspray mitgenommen und ein zweites Handy im Kofferraum versteckt. Man kann ja nie wissen.“, sie lachte wieder. Torge amüsierte sich auch prächtig über Tessas kleine Geschichte und konnte sich kaum noch auf seinem Platz halten. „Und Mister Superheld“, sie zeigte auf Torge, „der ist auch ein kleiner Schisser. Als ich ihn das erste Mal mitgenommen habe, hat er

sich wie ein Kind an seinem Rucksack festgekrallt und alle fünf Minuten seine Mutter angerufen, um ihr zu erzählen, auf welchem Abschnitt der Autobahn wir uns gerade befinden. Er wollte sicher gehen, dass, falls ich ihn entführen sollte, die Polizei weiß, wo er sich zuletzt aufgehalten hat.“ Jetzt lachte nur noch Tessa und ich konnte mir ein Schmunzeln nicht mehr verkneifen. „Nesrin ist glaub ich die einzige von uns, die am Anfang keine Panik geschoben hat. Sie glaubt fest daran, dass jeder Mensch gut ist. So etwas wie Verbrechen gibt es in ihrer kleinen Welt nicht.“ Tessa bog nun rechts ab und hielt vor einem Bäcker. Die Tür neben mir öffnete sich und eine junge Frau mit großen braunen Augen setzte sich zu mir auf die Rückbank. In die Mitte von uns stellte sie einen Korb, aus dem es herrlich nach frischen Brötchen und Kaffee roch. „Hallo, ich bin Nesrin.“, sagte sie mit heller Stimme und reichte mir ihre zarte Hand. „Ich bin Mara.“ „Hallo Tessa. Hallo Torge.“, sie wandte sich den anderen beiden zu und strahlte bis über beide Ohren. „Hi Nesrin.“, sagte Tessa. Torge antwortete lediglich mit unidentifizierbaren Brummlauten und dem gleichen Handzeichen, das ich vorhin auch schon zu sehen bekam. Aber Nesrin schien sein Verhalten bereits gewohnt zu sein. „Ich hab uns allen eine Kleinigkeit mitgebracht. Ein paar belegte Brötchen, Kaffee und Wasser.“ Sie tätschelte den riesigen Korb zwischen uns. „Und Mara, was hast du in Dresden vor?“, fragte sie mich. „Eine Schulfreundin von mir studiert dort und ich wollte sie mal wieder besuchen.“ „Was für eine schöne Idee.“, freute sich Nesrin mit ihrem breiten Grinsen. „Tessa, Torge und ich studieren auch in Dresden. Wir fahren jeden Freitagnachmittag nach Jena, um unsere Familien und Freunde zu besuchen. Na ja, Torge fährt hauptsächlich nach Hause, damit ihm seine Mutter die Wäsche macht.“ Torge warf Nesrin im

Rückspiegel einen bösen Blick zu, aber das schien sie nicht großartig zu stören. „Sonntag fahren wir dann alle gemeinsam wieder zurück. Ist eigentlich immer ziemlich lustig und vor allem billig.“ Nesrin reichte mir ein Brötchen und fing an, über Gott, die Welt und jede Menge Leute, die ich gar nicht kannte, zu reden. Ich freute mich, dass das unbehagliche Schweigen endlich ein Ende hatte und begann langsam die Fahrt zu genießen. Die Zeit verging wie im Flug und nach knapp zwei Stunden kamen wir auch schon in Dresden an. „Vielen Dank fürs Mitnehmen. Es war wirklich lustig mit euch.“ Ich verabschiedete mich von ihnen und war froh, unversehrt in Dresden angekommen zu sein. Meine Gliedmaßen waren noch alle feste Bestandteile meines Körpers und ich stand auch nicht mittellos, mit einem dubiosen Kaufvertrag in der Tasche, an irgendeiner verlassenen Raststelle. Bei dem Gedanken an meine Rückfahrt am Mittwoch bekam ich ein angenehmes Kribbeln im Bauch und ich fragte mich, mit wem ich mir dann wohl ein Auto teilen würde.

Jras

Stefan Krause

„Jeh't's jetzt endlich mal weiter?“ Die knarzige Stimme des alten Mannes schnitt wie ein Messer in Tims Schädel, untermalt vom Summen unzähliger Motoren im Leerlauf.

„Bisher bewegt sich der Stau nicht“, gab der 19-jährige um Sachlichkeit bemüht zurück und massierte gedankenverloren seine Schläfe.

„Konntest du keine andere Straße nehmen?“, ereiferte sich der Alte und Tim zerbiss den Hinweis auf der Zunge, dass er eigentlich gesiezt werden wollte. Das würde der silberhaarige Dickschädel, so war Tim inzwischen klar geworden, ja doch nicht mehr lernen – oder vielleicht kümmerte es ihn auch einfach nicht.

„Es ist die schnellste Strecke“, antwortete Tim, unterdrückte ein Seufzen und zählte innerlich bis zehn.

„Ja, nu, offensichtlich nich!“, maulte der Rentner und stierte grantig aus dem Fenster des Kleintransporters.

Tim hatte natürlich gewusst, dass eine Meldung beim neuen Bundesfreiwilligendienst ihn in Situationen bringen würde, auf die er nicht vorbereitet sein konnte, darin lag ja zum Teil auch der Reiz. Er hatte sich mehr aus dem Bauch heraus dafür entschieden, in der Phase zwischen Abitur und Studienbeginn diese Zeit einzuschieben, auch wenn einige seiner Klassenkameraden, die sich ja gerade darüber freuten, als erster Jahrgang dem Wehr- und Zivildienst

zu entkommen, ihn für leicht verrückt hielten. Er wollte einfach noch einmal etwas ganz anderes ausprobieren. Und ein wenig Geld dabei verdienen, war ja auch nicht verkehrt. Für den Fahrdienst eingeteilt zu werden, verstand er außerdem als ideale Chance, den eben frisch erworbenen Führerschein in der Praxis auszutesten, so lange er sich kein eigenes Auto leisten konnte und sein Vater jede Nachfrage mit dem alten Witz abtat, dafür sei Tim noch zu jung – und der Wagen auch.

Unauffällig drehte er das Radio lauter und lauschte einem Lied, dessen Ende soeben von einem schmerzhaft gut gelaunten Moderator zerredet wurde. Immerhin ging es im Schrittempo von der Stelle. Die Baustelle, die für die ganze Misere verantwortlich war, lag jedoch noch immer außer Sichtweite. Vielleicht würden sie ja doch noch in näherer Zukunft das Krankenhaus erreichen, wo der Alte sich einer Routineuntersuchung unterziehen sollte, die er sich zweifellos durch endlose Beschwerden und Jammerarien erkämpft hatte.

„Ich muss mal“, meldete sich der Fahrgast in Tims Überlegungen hinein und zerstörte die wohlige Fantasie vom pünktlichen Feierabend, die sich gerade in seinem Kopf auszubreiten begann.

„Hat das noch Zeit?“, fragte der junge Mann vorsichtig und sah das Grinsen des Alten im Rückspiegel, als der antwortete: „Wenn du’s riskieren willst.“ Tim seufzte genervt und diesmal musste der andere es wohl ebenfalls gehört haben.

„Ihr Zivis seit auch nich mehr wie früjer“, beschwerte er sich.

„Bufdi“, erwiderte Tim spontan. „Das heißt jetzt Bufdi.“

Die stahlgrauen Augbrauen des alten Mannes zogen sich kritisch zusammen: „Was’n das wieder für’n Scheiß?“

„Da vorne ist eine Raststätte“, sagte Tim ergeben, ohne auf die Frage einzugehen. „Da können wir Pause machen.“

„Wenn wir heute noch ankommen.“

Es dauerte sehr lange zehn Minuten, bis Tim den blauen Transporter in eine Parklücke vor einem flachen Zweckbau manövrieren konnte, in dem, laut der schreiend bunten Werbeschilder, neben einer Tankstelle plus Autowaschanlage auch ein Snackshop und ein Schnellrestaurant ein Domizil unterhielten. Tim sprang dienstefrig heraus und öffnete die Hintertür, aus der der Alte sich mühsam herausarbeitete, jede Hilfe ablehnend, bis er mit seinem schwarzen Holzstock sicher auf drei ‚Beinen‘ stand.

„Die Toiletten sind da hinten“, zeigte Tim auf die entsprechende Ausschilderung. „Soll ich Ihnen helfen?“

Der Alte musterte ihn abschätzig. „Ich bin 81 Jahre alt“, meinte er gelassen. „Und ob du’s glaubst oder nicht – Scheißen kann ich noch alleine.“

Tim nickte gleichmütig und betete insgeheim, dass das auch wirklich den Tatsachen entsprach. Der junge Mann setzte sich also wieder ins Auto zurück, atmete tief durch und lauschte der Musik, die aus dem Radio tönte. Minuten verstrichen. Zehn. Zwanzig. Irgendwann überkam Tim ein komisches Gefühl. Er sah auf seine Uhr. Schon einunddreißig Minuten. Wie lange sollte er eigentlich warten? Gab es dafür eine Richtlinie? Wenn ja, dann kannte er sie nicht. Das Drücken im Magen, das sich schon länger ankündigte, wurde immer stärker und Tim fluchte verhalten. War er eigentlich versichert, wenn dem Knacker was passierte? Er stieg aus dem Transporter und sah sich um. Es ging ja wohl nicht anders. Mit gesenktem Kopf und hochgezogenen Schultern stapfte er entschieden in Richtung der Toiletten, was bei seiner schwächtigen Gestalt allerdings lächerlicher wirkte, als ihm selbst bewusst war.

„Hallo?“, rief er in das Toilettenhäuschen hinein und kam sich dabei unsagbar dämlich vor. „Sind Sie hier?“ Sein Gesicht glühte durch das Blut, das in seinen Kopf schoss. Keine Antwort. Kein Mensch da. Nicht der Alte und auch sonst niemand. Das war einerseits gut, da Tim sich wenigstens nicht ganz so lächerlich vorkam, andererseits war es aber auch schlecht – es gab keinen, den er hätte fragen können. Wütend eilte der junge Mann wieder aus dem Gebäude und orientierte sich nach allen Seiten. Weit konnte der Flüchtling wohl kaum gekommen sein. Da war der Parkplatz mit dem Auto, dort die lärmende Straße. Hier das Hauptgebäude, links davon das Toilettenhäuschen und sonst nur leuchtendgelbe Rapsfelder, bis in größerer Entfernung ein Wald die Sicht begrenzte. Seinem Instinkt folgend, umrundete Tim das Häuschen und folgte einem kleinen gepflasterten Weg hinter dem Hauptgebäude. Da – eine Bank! Wer stellte hier eine Bank auf? Im Nichts? Darauf saß jedenfalls eine Silhouette, die Tim nur zu gut kannte.

„Was soll denn das?“, platzte es aus ihm heraus und der Alte, die knotigen Hände vor sich auf den Stock gestützt, blickte ihn unschuldig an.

„Is schön hier“, sagte der Senior ruhig und erst jetzt bemerkte Tim, dass sich statt der gelben Felder an dieser Stelle eine grüne Wiese ausbreitete.

„Wir müssen weiter“, erinnerte er etwas hilflos. „Das Krankenhaus wartet.“

„Ach“, murmelte der Rentner geringschätzig. „Die merken gar nicht, wenn einer nicht auftaucht.“

„Aber Ihr Herz!“

Der Alte zuckte mit den Schultern. „Dem jeht’s gut.“ Er drehte den Kopf gemächlich zu Tim und zum ersten Mal, so weit sich der junge Mann zurückerinnern konnte, sah er Tim direkt in die Augen. „Kannst du ein Jeheimnis bewahren?“ Tim wuss-

te nicht, was er antworten sollte, so schwieg er. Der Alte fuhr trotzdem fort und in seine sonst so kräftige Stimme mischte sich ein Unterton von Trauer. „Hab’ das mit der Pumpe doch nur so erzählt. Dann redet wenigstens mal einer mit mir. Is schön.“

„Oh“, machte Tim ratlos.

Der Alte nickte leicht und sein Blick wanderte wieder über die Wiese. „War lange nich mehr hier draußen.“

Tim fragte sich, ob er wirklich „hier“ meinte oder nur allgemein „draußen“.

„Früjer bin ich so gern jewandert. Als meine Jerda noch am Leben jewesen is.“ Ohne zu wissen warum, setzte Tim sich wortlos auf die Holzbank neben den Alten. „Das war auch schön, damals.“

Ein paar Minuten vergingen, das Summen von Insekten mischte sich mit dem Rauschen ferner Motoren. Ein Schmetterling glitt an ihnen vorbei und tanzte lautlos in der Luft. Plötzlich legte der Alte den Gehstock beiseite und Tim beobachtete ratlos, wie sein Fahrgast, dessen Namen er sich nie hatte merken können, an seinen braunen Schnürschuhen herumzupfte.

„Kann ich helfen?“, erkundigte sich Tim gewohnheitsmäßig, doch der Alte lachte nur. War er jetzt endgültig übergeschnappt? Tim fühlte sich komplett überfordert, doch der Rentner schien genau zu wissen, was er tat. Er streifte seine Schuhe ab, zog die löchrigen angegrauten Socken aus und streckte die Füße in das Gras hinein, ließ die Zehen mit den gelben Nägeln durch die Halme gleiten.

Tim konnte kaum fassen, dass der Alte sich anschließend allein auf die Beine hievt und begann, ohne seinen Stock und barfuss auf der Wiese herumzuwandern. „Wir haben doch noch einen Termin“, rief Tim, doch der Rentner stapfte einfach ungerührt weiter von einer Ecke der Grasfläche zur anderen

und folgte ausgelassen dem bunten Schmetterling. Tim sah auf die Ziffern seiner Digitaluhr und zuckt hilflos mit den Schultern. „Ist ja auch ... egal.“

abgelegene Straße

Michael Koch

was es überall zu buddeln gibt
interessiert sie nicht
hier finden sich nur
Sprengel von Bitumen
belanglose Versuche vom Straßenbau
Amt

über ihr Kopfsteinpflaster
zogen schon napoleonische Truppen
souverän prosperieren Schlaglöcher
heute

auf ihr hält kein Auspuff
keine Federung kann schützen
die Rücken in den Fahrer
Sitzen
in dieser Stille genügt sie sich
selbst

doch ihre Kirschen und Äpfel
essen wir vom Baum
fast lautlos knallen Schneebeeren
unter unseren Füßen

Autofasten: Eine Leidensgeschichte

Carolin Hoffmann

Wie man sich vorstellen kann, stellte der Aufruf zum Autofasten für mich – nach nunmehr zehn vollkommen autofreien Jahren – eine besonders große Herausforderung dar. Zunächst erschien mir die Idee sogar einigermaßen absurd. Jede einzelne Fahrt, die ich sonst bequem mit dem Fahrrad, dem Bus oder der Bahn unternommen hätte, sollte ich nun mit dem Auto machen? Und das gleich über einen Monat lang? Scheinbar unmöglich. Warum sollte sich jemand freiwillig darauf einlassen?

Ich bin zwar in einer ländlichen Region aufgewachsen, die für das Radfahren zu hügelig, verschneit bzw. regnerisch ist und die über kaum öffentlichen Nahverkehr verfügt, und in der man zum Autofahren geradezu gezwungen ist; doch kurz nachdem ich als Teenager gewissenhaft die Führerscheinprüfung bestanden hatte, bin ich in eine größere Stadt gezogen, in der ich noch heute ohne Auto lebe. Meine Bedenken bezüglich des Autofastens sind daher sicherlich nachvollziehbar.

Es war ein guter Freund, der mich schließlich überredete. Man müsse im Leben immer wieder neue Wege gehen, sich Alternativen offen halten, predigte er. Und es gäbe schließlich Menschen, die nicht so privilegiert seien wie ich; die nicht über zwei gesunde Beine zum Fahrradfahren verfügen, zum Beispiel.

Da sollte es mir doch möglich sein, für ein paar Tage auf Luxus zu verzichten und stattdessen ausnahmsweise Auto zu fahren.

Sein anstehender mehrwöchiger Auslandsaufenthalt erschien als gute Gelegenheit, um sein Auto zu übernehmen. Ich blieb vorerst skeptisch, doch ihm war die Sache ganz ernst und er ließ nicht locker. Offenbar ahnte er, dass ich trotz meiner Zusage insgeheim schon plante, am Ende doch nicht zu fahren, wenn er erst einmal abgereist war; und so erinnerte er mich daran, dass er ja an der Kilometerstandanzeige sehen werde, ob ich zumindest ein wenig gefahren sei. Es müsse ja nicht gleich jeden Tag sein, beruhigte er mich. Während ich noch kopfschüttelnd diese Bemerkung kommentierte – tägliches Autofahren, wie skurril! – realisierte ich zum ersten Mal, dass er den Erfolg meines “Fasten-Versprechens” überprüfen können würde.

Nun, wenn schon, denn schon. Ich nahm mir also ganz fest vor, mich vollständig auf die Sache einzulassen. Um Rückfälle zu vermeiden, erzählte ich in meinem Bekanntenkreis von meinem anstehenden Vorhaben, vierzig Tage mit Auto zu verbringen. Ich war erstaunt, wie emotional viele meiner Gesprächspartner auf das Thema reagierten. Belustigung, Zweifel und offene Kritik wurden mir entgegengebracht, oft zornige Diskussionen über den Sinn und Unsinn von Autos ausgelöst. Langsam wurde mir bewusst, dass die Wahl des Fortsbewegungsmittels viel mehr war als eine beiläufige Entscheidung; für Viele ging es hier offenbar um ihre ganze Lebensführung an sich.

Immer wieder musste ich versichern, dass ich mit meinem Experiment natürlich niemanden kritisieren wolle, der sich für das Fahrrad oder die Bahn entschieden habe.

Und immer wieder musste ich hören, dass ich es ja doch nicht schaffen und im Laufe der Zeit doch noch schwach werden würde.

Am schlimmsten war es jedoch, meiner Mutter von meinem Plan zu berichten. Sofort begann sie, sich große Sorgen um mich zu machen. Natürlich versuchte ich, sie zu beruhigen, doch insgeheim kannte auch ich die WHO-Schätzungen, nach denen die weltweiten Opferzahlen des Straßenverkehrs mit über einer Million Toten und 40 Millionen Verletzten sogar noch über den jährlichen Opferzahlen von Krieg und Terrorismus liegen. Und so rief sie mich, noch ehe mein waghalsiges Experiment überhaupt begonnen hatte, von nun an täglich an, um mir die neuesten Schreckensmeldungen aus den Verkehrsnachrichten durchzugeben. Dennoch – ich blieb bei meiner Entscheidung, vielleicht gerade weil mein Umfeld so negativ reagierte. Nun wollte ich es ihnen zeigen!

Zugegeben: Als die Stunde der Wahrheit schließlich schlug und ich den Autoschlüssel in Empfang nahm, überfiel mich doch noch ein wenig die Torschlusspanik. „Darf ich denn nicht einmal das Fahrrad nehmen, wenn ich kurz mit dem Hund in den Stadtwald fahren will?“ fragte ich entsetzt. Ich erntete nur aufmunterndes Lachen. Ich solle unbesorgt sein: In der Nähe des Stadtwaldes könne man kostengünstig Parken, und mein Hund werde sich schon an das Autofahren gewöhnen. Ich nickte tapfer und nahm den Autoschlüssel an mich. „Und nicht schummeln! Du betrügst dich vor allem selbst!“ hörte ich zum Abschied.

Ich stieg ein und fuhr los; zunächst noch unsicher, stellte ich doch schnell erleichtert fest, dass ich das Autofahren nicht verlernt hatte. Zu Hause angekommen überkam mich dann der erste Schock: Wo sollte ich das Auto denn jetzt abstellen? Vor meinem Mehrparteienhaus waren alle Parkplätze belegt. Schon bei dem Gedanken, das Auto weiter weg zu stellen,

machten sich Sorgen breit. Was, wenn es beschädigt würde? Oder gar gestohlen? Zähneknirschend parkte ich in der nächsten Seitenstraße, und den ganzen restlichen Tag musste ich immer wieder den Gedanken abschütteln, hinauszugehen und mich vom Wohlbefinden des Autos zu überzeugen.

Seltsamerweise war es am nächsten Tag genau umgekehrt: Ich hatte wie gewohnt gefrühstückt und mich für die Arbeit fertiggemacht, als mir plötzlich siedend heiß einfiel, dass ich ja heute zum ersten Mal mit dem Auto statt mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren musste. Gestresst kam ich bei der Arbeit an, und musste erst einmal wieder mit einem Parkplatzproblem kämpfen – aber davon würde ich mich in den nächsten Wochen nicht mehr unterkriegen lassen: Wenn das Auto weiter weg stehen musste, dann war es nun einmal so. Wirklich unangenehm wurde es erst auf dem Heimweg. Es war ein warmer Sommertag, und das Auto, das stundenlang in der Sonne gebrütet hatte, glich einem Ofen. Da saß ich nun mürrisch hinterm Steuer und arbeitete mich mühsam durch den Feierabendverkehr von Ampel zu Ampel, während die Radfahrer fröhlich durch den Sonnenschein an mir vorbei radelten, und ich mich fragte, warum ich mich nur auf dieses hirnrissige Experiment eingelassen hatte.

Doch die entspannende kleine Radtour, die sonst meinen Feierabend einläutete, war nicht das einzige, das ich in den nächsten Wochen vermissen würde und mich zum Zweifeln bringen sollte. Schockiert musste ich zum ersten Mal in meinem Leben feststellen, wie teuer Benzin und Parkplätze Tag für Tag sind, und es dauerte nicht lange, ehe der tägliche Blick auf die Tankstellen-Preisanzeige zum echten Stressfaktor in meinem Leben wurde, der einem ständige Zweifel eingab: War es ein Fehler, jetzt zu tanken? Würde es am nächsten Tag billiger oder teu-

rer sein? Wie viel hätte ich sparen können, wäre ich eine Tankstelle weiter gefahren? Andererseits konnte ich zwangsläufig beim Cocktailabend mit Freunden am Wochenende zu sparen – ich musste ja noch fahren und somit auf Alkohol verzichten.

Doch das einschneidendste Erlebnis der Autofastenzeit war der Familienbesuch, der zum Ende meines Experiments hin stattfand und für den eine längere Fahrt von über zwei Stunden notwendig war, die ich unter normalen Umständen natürlich mit der Bahn unternommen hätte. Während ich sonst entspannt ein gutes Buch gelesen, gepicknickt und ins Grüne hinaus geschaut hätte, saß ich nun angespannt hinterm Steuer. Nach stundenlangem Autobahnfahren mit Dränglern, denen ich zu langsam fuhr, Schleichern, die mir zu langsam fuhren, und einem scheinbar völlig grundlosen Stau, ertappte ich mich schließlich dabei, lautstark hinterm Steuer andere Verkehrsteilnehmer zu verfluchen.

Zugegeben: Als Radfahrer waren mir Autofahrer immer recht egal gewesen; vielleicht war ich manchmal sogar ein wenig zu unbedarft vor mich hin gerdelt. Erst jetzt, nachdem ich wochenlang ihr schweres Los geteilt hatte, konnte ich den ganzen Ausmaß des Stresses, den ein Autofahrer tagtäglich erleiden muss, wirklich nachvollziehen. Und somit muss ich sagen: Obwohl es mich Geld und Nerven gekostet hat, bereue ich die Zeit des Autofastens definitiv nicht; ganz im Gegenteil. Nachdem ich den Autoschlüssel erleichtert seinem Besitzer zurückgegeben hatte, kehrte ich zwar in meinen Alltag aus Bus, Bahn und Fahrrad zurück, doch die vielen wertvollen Erfahrungen, die ich sammeln konnte, blieben. Ich bin überzeugt, dass sie mich für immer zu einem umsichtigeren und dankbareren Verkehrsteilnehmer gemacht haben.

Die Autorinnen und Autoren

Anke Engelmann

Erfurt, Jahrgang 1966,
Journalistin, Texterin und Dozentin
www.poesiebuero.de

Regina Schleheck

Leverkusen, Jahrgang 1959
Oberstudienrätin an einer Kölner Schule,
Referentin, Autorin, Herausgeberin und Lektorin
www.regina-schleheck.de

Susanne Lipinski

Salzburg (Österreich), Jahrgang 1977
Schauspielerin und Texterin
www.susannelipinski.at

Katja Wenk

Hüttwilen (Schweiz), Jahrgang 1997
Schülerin

Tina Kraft

Bad Klosterlausnitz, Jahrgang 1995
Studentin des Studienganges „Kunst, Musik
und Medien“ in Marburg

Stefan Krause

Bad Kösen, Jahrgang 1981
Magister in Germanistischer Literaturwissenschaft,
Neuere Geschichte und Medienwissenschaft

Michael Koch

Jena, Jahrgang 1970
Pädagogischer Mitarbeiter bei einem privaten
Bildungsträger, Autor, Veröffentlichung von Gedichten
und Kurzgeschichten

Carolin Hoffmann

Sankt Augustin, Jahrgang 1985
Anglistin, derzeit Dissertation über Südafrikanische
Literatur

Impressum

Seit 2011 trägt ein breites Bündnis die Aktion „Autofasten Thüringen“ – Bus & Bahn Thüringen e.V., die evangelische Kirche, Unternehmen, Vereine und Verbände, die mit Mobilität, Umweltschutz, Tourismus oder Gesundheit befasst sind, sowie Kommunen und Behörden.

Unter www.autofasten-thueringen.de finden Sie alle Partner, die konkreten Angebote zur Aktion sowie eine Fahrplanauskunft für Thüringen.



Die Initiatoren danken


- ... allen, die sich am Schreibwettbewerb beteiligt haben.
- ... den Mitgliedern der Jury: Nancy Hüniger, Alexander Platz, Dr. Michael Plote.
- ... dem Liedermacher Hannes Wader, dass wir seinen Liedervers für das Motto des Wettbewerbs verwenden dürfen.
- ... dem Lothar-Kreyssig-Ökumenezentrum und dem Thüringer Ministerium für Bau, Landesentwicklung und Verkehr für die finanzielle Unterstützung.

Herausgegeben von:

Bus & Bahn Thüringen e.V.
Steigerstraße 8
99096 Erfurt
info@bus-bahn-thueringen.de
www.bus-bahn.thueringen.de

Evangelische Kirche
in Mitteldeutschland
Michaelisstraße 39
99084 Erfurt
presse.erfurt@ekmd.de
www.ekmd.de

März 2014



Wenn er heute an Marion denkt, steigt ihm der Geruch nach überreifen Äpfeln in die Nase. Wie absurd die Situation gewesen war: Er hing fest, irgendwo zwischen Weite und weiter hing er fest, als sie anrief. Fahrradpanne. Apfelgeruch hüllte ihn ein, matschige und verfaulte Früchte unter seinen Füßen, Wespen brummt berauscht. Ihr Sirren verstärkte sich drohend, als er mit einer Hand nach dem Smartphone kramte und dabei das Rad weiterschob.

Aus „Die Panne“ von Anke Engelmann